



*Sigrid
Bauschinger*



**ELSE
LASKER-
SCHÜLER**

Biographie

Wallstein

Sigrid Bauschinger
Else Lasker-Schüler
Biographie

Sigrid Bauschinger
Else Lasker-Schüler
Biographie



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Kindheit und Jugend in Elberfeld
1869-1894 7

Berlin bis zur Scheidung der ersten Ehe
1894-1903 43

Die Zeit der Ehe mit Herwarth Walden
1903-1912 104

Freie Künstlerin in Berlin

Von der Scheidung
bis zum Ende des Ersten Weltkriegs
1913-1918 185

Die Zeit der Weimarer Republik
1918-1933 264

Exil

Zürich und Ascona
1933-1939 353

Jerusalem
1939-1945 411

Anmerkungen 449

Schlußbemerkung 471

Zeittafel 475

Register 479

Bildnachweise 494

Kindheit und Jugend in Elberfeld

1869-1894

*Die Heimat fremd, die ich mit Liebe überhäufte.
Aus der ich lebend in den Himmel reife.*

Über Else Lasker-Schülers Herkunft und Kindheit läßt sich in zwei verschiedenen Fassungen berichten. Die eine würde auf den autobiographischen Passagen ihrer Werke beruhen, wie der Erzählung *Arthur Aronymus. Die Geschichte meines Vaters* von 1932 und deren dramatisierter Version sowie zahlreichen früher entstandenen Prosatexten, die im gleichen Jahr in den Band *Konzert* aufgenommen wurden. Auch in der Verleger-schelte *Ich räume auf!* von 1925 und dem Buch über ihre erste Palästina-reise, *Das Hebräerland*, aus dem fünften Exiljahr 1937 erzählt sie aus ihrem Leben, bezeichnenderweise aber immer aus der Kindheit. Schließlich streut Else Lasker-Schüler in ihre Briefe Erinnerungen – wieder nur an die Kindheit und frühe Jugend – in Elberfeld ein. Sie vermitteln wichtige Einblicke, etwa daß es im Hause Schüler einen Weihnachtsbaum gab oder daß der Vater stolz die Gedichte seiner Tochter auf Zetteln in der Tasche mit sich herumtrug und seinen Freunden beim Wein vorlas. Solche Mitteilungen macht die Dichterin immer häufiger in den Briefen, die sie im Exil geschrieben hat, denn sie meinte, in schweren Zeiten sollte man sich oft an die Kindheit erinnern.

Die andere Fassung ließe die verklärenden autobiographischen Texte außer acht, beriefe sich nur auf dokumentarische Quellen und berichtete, wie es »eigentlich« gewesen ist. Damit käme sie jedoch Else Lasker-Schüler nicht näher, für die Wirklichkeit von Kindheit an dazu diene, die Phantasie zu nähren, damit etwas viel Wichtigeres und Größeres entstehen konnte: Kunst mit ihrem ganzen Absolutheitsanspruch. In diesem Leben und Schreiben geht es nicht um Dichtung und

Wahrheit, sondern um Dichtung als Wahrheit oder, in ihren Worten, Dichtung als »die Blüte der Wahrheit«.¹

Bemerkungen, wie sie Else Lasker-Schüler für Anthologien, etwa Kurt Pinthus' *Menschheitsdämmerung* von 1919, schrieb, machen das deutlich: »Ich bin in Theben (Ägypten) geboren, wenn ich auch in Elberfeld zur Welt kam im Rheinland.« Das geschah am 11. Februar 1869, wie die Eltern noch selbigen Tages in der *Elberfelder Zeitung* bekanntgaben: »Durch die heute Nacht erfolgte Geburt eines Mädchens wurden sehr erfreut A. Schüler und Frau.« Das Elisabeth genannte Kind war das sechste und jüngste von Aron und Jeanette Schüler, dessen drei Brüder Alfred Jacob, Moritz Maximilian und Paul Carl elf, zehn und neun Jahre älter waren. Die beiden Schwestern Martha Theresia und Annemarie (Anna) wurden sieben bzw. sechs Jahre vor der Nachzüglerin Else, ebenfalls in der Herzogstraße 29, mitten in Elberfeld geboren, wo der Vater auch sein »Comptoir« hatte.

Aron Schüler war 1855 im Alter von 30 Jahren aus Geseke in Westfalen nach Elberfeld gekommen und hatte sich mit seinem ebenfalls aus Geseke stammenden Geschäftspartner Abraham Grünebaum als Manufakturwarenhändler am Kolk niedergelassen.² Aron Schülers Vater Moses betrieb in Geseke ein Fuhr- und Bankgeschäft. Nach dem Tod seiner Frau Rosa, der Tochter des Rabbiners Zwi Hirsch Cohen, hatte Moses deren jüngere Schwester Henriette geheiratet. Zu den elf Kindern aus erster Ehe – Aron war das sechste – kamen noch einmal mehrere hinzu, so daß die gesamte Kinderschar zwischen 17 und 21 umfaßte.³ Else Lasker-Schüler macht in den *Arthur Aronimus*-Dichtungen sogar 23 daraus.

Nach den Forschungen des Rabbiners und langjährigen Archivars der jüdischen Gemeinde Berlin, Bernhard Brillung, lebte bereits Else Lasker-Schülers Urgroßvater Aron Levi nach 1776 als »verkleideter Jude« in Geseke, wo er vor 1815 starb. Noch zu Aron Levis Lebzeiten, am 16. April 1808 verkündete das *Paderborner Intelligenzblatt*, daß »laut königlichem Decret vom 31. März 1808 von Hieronymus Napoleon von Gottes Gnaden und durch die Constitution König von Westfalen«

jüdische Bürger von nun an Familiennamen annehmen mußten. Aron Levi wählte für sich und seine Familie den Namen Schüler. Sein Sohn Samuel, also ein Bruder von Else Lasker-Schülers Großvater Moses Schüler, studierte als einer der ersten westfälischen Juden Medizin und zog nach Pommern.

Der ebenfalls in Geseke lebende und von Brilling Rabbiner genannte Zwi Hirsch nannte sich seit 1808 mit dem priesterlichen Namen Cohen. Brilling berichtet weiter, allerdings ohne dafür eine Erklärung zu geben, daß der Rabbiner zu diesem Zeitpunkt den Namen der alten, weitverzweigten Familie Rappaport abgestreift habe, die in Deutschland, Italien und Polen viele Rabbiner und bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Sie stammten ursprünglich aus Deutschland und waren im 15. Jahrhundert vor Verfolgungen geflohen. Seither wirkten sie an vielen Orten, darunter in Livland, Venedig, Minsk und Wilna. Von dort wurde der besonders begabte Baruch Abraham Rappaport 1710 nach Fürth berufen, damit kehrte die Familie nach Deutschland zurück. Die Frau von Baruch Abraham war, laut Brilling, durch ihren Vater, den Rabbiner Moses Charif, eine Nachkommin des berühmten Prager Hohen Rabbi Löw, der 1609 starb und durch die Golem-Sage berühmt wurde.

Söhne und Enkel von Baruch Abraham wurden Rabbiner in Franken, Bayern, Köln und Bonn, wo einer von ihnen, Simcha Bunem, 1801 die Satzungen der neugegründeten Gemeinde von Köln entwarf. Einer seiner Söhne war Zwi Hirsch Cohen, der erste und letzte Rabbiner in Geseke. Er wurde 1790 als Vizerabbiner im Herzogtum Westfalen angestellt und 1825 als Landrabbiner erwähnt. Zwi Hirsch Cohen verfaßte zwei kleine Bücher, 1831 eines über die Reinigungsgesetze jüdischer Frauen und 1832 ein Büchlein mit Gebeten bei Choleragefahr, die beide in der hebräischen Buchdruckerei in Rödelheim erschienen.⁴ Er erregte jedoch den Zorn des letzten Landesrabbiners von Westfalen, Abraham Sutro, der das orthodoxe Judentum gegen die immer stärkere Assimilation verteidigte. Zwi Hirsch Cohen hingegen änderte in seiner Gemeinde die Ritualgesetze, »um auf dem Wege religiöser

Reformen eine Annäherung an die deutsche Umwelt zu erreichen«. ⁵

Diesen Ahnherrn, von dem ihr sein Enkel, Else Lasker-Schülers Vater, erzählt haben muß, nannte die Dichterin in ihren *Arthur Aronymus*-Dichtungen Uriel und gab ihm den Titel »Landesrabbiner« oder »Oberrabbuni von Rheinland und Westfalen«. Sie beschreibt ihn als einen heiligmäßigen, von kindlicher Gottesliebe geprägten Mann. Die aus Phantasie und Wirklichkeit zusammengesetzte Figur des Urgroßvaters ist eine der poetisch geheimnisvollsten der Dichterin. In ihm bewahrt sie ein Erbe, das in dem geschäftigen Elberfeld mit dem betriebsamen Vater vergessen zu werden drohte.

Dort hatte sich Aron Schüler als tüchtiger Kaufmann etabliert. Seine Manufakturwarenhandlung – es handelte sich dabei hauptsächlich um bunte Westenstoffe der Fabrik Riemann & Meyer⁶ – wurde um ein Bankgeschäft zur Einwechslung ausländischer Kassenanweisungen erweitert, und 1857 konnte Aron Schüler ans Heiraten denken. In diesem Jahr heiratete seine Halbschwester Rosa in Frankfurt am Main Leopold Sonnemann, der im Begriff war, die *Frankfurter Zeitung* zu gründen.

Leopolds Vater, Meier Sonnemann, hatte seine mutterlose Nichte Jeanette Kissing in sein Haus aufgenommen. Das Mädchen war 1837 in Kissingen geboren worden, wo ihr Vater Jakob Kissing eine Weinhandlung besaß. Die Mutter, Johanna Kopp aus dem fränkischen Höchberg, war einen Monat nach der Geburt des Kindes an Tuberkulose gestorben. Es ist anzunehmen, daß Aron Schüler seine zukünftige Frau im Haus von Meier Sonnemann oder sogar bei der Hochzeit von Leopold Sonnemann und Rosa Schüler kennenlernte. Noch im gleichen Jahr wie diese, 1857, am 17. Oktober, heiratete der »Bürger und Kaufmann aus Elberfeld«, wie es im Frankfurter Aufgebot heißt, Jeanette Kissing und zog mit ihr nach Elberfeld in die Auer Schulstraße. Dort wurden in den folgenden drei Jahren die drei Söhne geboren.

Elberfeld-Barmen gehörte mit Köln, Aachen und Krefeld zu den wichtigsten der gewerblichen und frühindustriellen

1869-1894



Der Vater Aron Schüler

Städte im westlichen Deutschland. Es zählte damals etwa 150.000 Einwohner. Seit dem 15. Jahrhundert war das enge, von steilen Hügeln begrenzte Wuppertal landwirtschaftlich nicht mehr ergiebig genug, und es wurden, dank des kalkarmen Wupperwassers, Bleichereien zur Veredelung des aus dem Flachsanzbau gewonnenen Rohgarns eingerichtet. Bald mußte Garn aus anderen Gegenden importiert werden, und es entwickelten sich Zwirnerien, Webereien, Band-, Litzen-, Besatz- und Knopffabriken. Seiden-, Woll- und Möbelstoffe wurden hergestellt und Färbereien, vor allem Türkischrotfärbereien, gegründet. Die Bevölkerung wuchs entsprechend. Zwischen Aron Schülers Ankunft bis zum Ende des Jahrhunderts hatte sie sich verdoppelt.

Die Elberfelder, von calvinistischem Arbeitsethos geprägt, waren im wortwörtlichen Sinn ein unternehmendes Volk. 1821 gründeten sie die »Rheinisch Westindische Compagnie« für den Handel mit Mittel- und Südamerika und einen, allerdings kurzlebigen »Deutsch-Amerikanischen Bergwerksverein« zur Förderung des Bergbaus in Mexiko.⁷ Der größte Teil der Bevölkerung bestand aus Arbeitern, die entweder in der Lohnindustrie oder als Heimgewerbetreibende, aber kaum noch als Weber tätig waren. Die Arbeitszeit – beispielsweise in der Besatzartikelindustrie – betrug 1885 noch 70 Wochenstunden. 1908 war sie auf 58¹/₂ Stunden gesunken dank der im Wuppertal besonders erfolgreichen Arbeiterbewegung. (Barmen war immerhin die Geburtsstadt von Friedrich Engels.) Der Wahlkreis Barmen-Elberfeld hatte bereits 1868 einen der ersten Abgeordneten der Arbeiterpartei in den norddeutschen Reichstag entsandt. Gleichzeitig war in den Wupperstädten eine Welle von Streiks ausgebrochen. Die ersten Streiks der Türkischrotfärber gab es schon in den 1850er Jahren.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Wuppertals vollzog sich jedoch nicht in ununterbrochen aufsteigender Linie. Ein ständiges Auf und Ab, bedingt durch Kriege wie den Italienischen Einigungskrieg, Mißernten oder den Zusammenbruch des amerikanischen Geldmarkts brachte das Wirtschaftsleben zeitweise fast zum Erliegen. Dann wieder gab es Aufschwünge

1869-1894



Die Mutter Jeanette Schüler, geb. Kissing

durch technische Erneuerungen. Schon 1821 wurde die erste Dampfmaschine in Betrieb genommen, der erste Jacquardwebstuhl aufgestellt. Aber erst nach dem für Deutschland erfolgreichen Deutsch-Französischen Krieg kann man für die Zeit zwischen 1871-1873 von einer Hochkonjunktur sprechen. Durch die reichlich in das neugegründete Reich fließenden Reparationsgelder kam es auch im Wuppertal zu steigendem Konsum. 1873 war es damit allerdings schon wieder vorbei. Die überhitzte Konjunktur führte im ganzen Reich zu Aktienstürzen, die wiederum Konkurse, auch von Banken, zur Folge hatten; die Bauindustrie erlitt empfindliche Rückschläge. Bis 1880 muß man von einer Wirtschaftskrise sprechen.

Auf diesen unruhigen, wenn nicht gefährlichen wirtschaftlichen Wogen steuerte Aron Schüler sein Schiffelein mit Geschick. Das ist um so bemerkenswerter, als es in der Zeit neuerwachter antisemitischer Agitation während der Finanzmisere 1873 geschah, die den Juden zur Last gelegt wurde. Aron Schüler hatte sich 1860 selbständig gemacht. Das »Bank-Geschäft A. Schüler« besorgte nun auch den »An- und Verkauf sämtlicher Staats- und Eisenbahn-papiere mit $\frac{1}{3}\%$ Provision franco aller Spesen«, ⁸ aber ein großes Bankhaus war es dennoch nicht. Uwe Eckardt vermutet, das Unternehmen habe aus nicht mehr als zwei Räumen bestanden und nur einen Angestellten, den Kassenboten Robert Krumm, beschäftigt, der auch als Zeuge auf dem Standesamt die Geburtsurkunde von Elisabeth Schüler unterschrieb und den Else Lasker-Schüler mehrmals in ihren Kindheitserinnerungen erwähnt. Mit den alteingesessenen patrizischen Bankiers, den von der Heydts, Kerstens und Wichelhaus⁹, konnte Aron Schüler sich nicht messen. Unter den Mitgliedern der Elberfelder Handelskammer taucht sein Name nicht auf.

Die schwere Wirtschaftskrise nach 1873 ließ den »Banquier A. Schüler« sich nach einem weiteren Tätigkeitsfeld umsehen. Er stieg ins Immobiliengeschäft ein und kaufte und verkaufte Häuser und Grundstücke und vermietete Wohnungen. 1885 besaß er 14 Häuser in Elberfeld, Alt- und Neubauten, die er allerdings wieder verkaufte, denn 1895 waren nur noch zwei

in seinem Besitz, das Geburtshaus Else Lasker-Schülers in der Herzogstraße, wo sich die Geschäftsräume befanden, und das Wohnhaus Sadowastraße 7, das die Familie Anfang der siebziger Jahre bezogen hatte.⁹

Die geschäftlichen Erfolge Aron Schülers stehen im Widerspruch zu zwei Anekdoten, die in der Sammlung »löstiger Stöcksen« aus der Sonntags-Stammtischrunde im Weidenhof überliefert sind, zu der auch der »Banquier« gehörte. Zweimal wird er dort von dem Wirt und Theaterunternehmer Abraham Küpper hereingelegt. So muß er zum Gespött der anderen eine Pfändung zurücknehmen und einen langen Zahlungsaufschub gewähren. Ein andermal fällt er auf einen Bauchredner herein.¹⁰ Selbst seine jüngste Tochter spielt in dem nachgelassenen Gedicht »Das war ein Amüsemang!!!« auf einen gewissen Mangel an Geistesgegenwart bei ihrem Vater an. »Wir Kinder durften zuschauen, lang ists her so ellenlang –«, erinnert sie sich im Exil:

Kam erst das Scatspiel recht im Gang,
Und schimpften sich die Freunde mit Elan,
Wir Kinder, unsren Dumrian von Papan
Verspotteten im Chor:
Den Trumpf in Händen und er doch verlor
[...]¹¹

Geschäftliche Schwierigkeiten muß es jedoch gegeben haben. Gewitter beschädigten die Häuser, erinnert sich die Tochter, und er »kam aus den Prozessen nicht heraus, zu denen die Leute der Stadt strömten wie zu einem Lustspiel«,¹² das mit einer Einigung und fröhlicher Kneiperei im Gärtchen bei den Schülers endete. Selbst wenn Aron Schüler einmal keine finanziellen Rücklagen mehr hatte, verkündete er das, seiner Tochter zufolge, mit einem Scherz und ließ die Bauarbeiter auf einem der unvollendeten Neubauten zwei Fahnenstöcke zu einer Riesennull biegen, ein »wehendes Bilanzrätsel«, das er »sich schüttelnd vor Lachen, löste op Wupperdhaler platt-dütsch: ›Ech hann meck verstiegen, lewe Lüte, fragt nur ming Elskan, eck han verdeck keng Kastmännecken mähr öm

Bütel.«¹³ Sein Elskén begleitete ihn bei den Inspektionsgängen und -klettereien auf den Baugerüsten, wobei sie, da er Jungen mehr schätzte als Mädchen, eine burschikose Tracht trug.

Dennoch, zum Bankrott ist es nie gekommen. Betrachtet man den Lebensstandard der Familie Schüler, so war es der des gehobenen Mittelstands. Der fröhliche Patriarch sorgte gut für seine Familie. Er schickte seine Söhne in ein Internat in St. Goarshausen, wie Else Lasker-Schüler berichtet, der älteste besuchte später die Münchner Kunstakademie. Gattin und Töchter waren standesgemäß, wenn nicht sogar elegant gekleidet. Im Haus walteten Dienstmädchen und Köchin. Aron Schüler »war gezwungen ein reicher Mann zu sein, bis zu seinem Tode [...]«. ¹⁴

Es bleibt aber unübersehbar, wie sehr es Else Lasker-Schüler vermeiden wollte, ein Bild ihres Vaters als Kapitalist zu überliefern, der noch dazu dem Stereotyp des jüdischen Geldverleihers entsprach. Im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend in der sich ständig vergrößernden Industriestadt Elberfeld war es ihr nachgerade unangenehm, daß ihr Vater eine Bank besaß und Arbeiterwohnungen vermietete. Von der Bank sagt sie lediglich, sie sei »eine Bank für Müde und Beladene« genannt worden. ¹⁵

Bei dem ständigen Zuzug von Arbeitern in das Wuppertal war die Wohnungsnot enorm. In einem Haus für elf Familien mit insgesamt 51 Personen bestand eine Arbeiterwohnung durchschnittlich aus zwei Zimmern. Die Miete betrug 150 bis 200 Mark im Jahr. In den meisten Familien mußten Frauen und Kinder ab 12 Jahren arbeiten. Beklagenswerte hygienische Verhältnisse hatten Krankheiten wie Krätze und Tuberkulose zur Folge. Auch herrschte eine hohe Sterblichkeit, besonders unter Kindern, ehe eine rege Bautätigkeit, einschließlich städtischer sozialer Wohnungsbauten die Lage zu verbessern suchte. Der Zuzug ließ jedoch nicht nach. ¹⁶ So hat Else Lasker-Schüler in ihrer Kindheit sicher genug an Arbeiterelend gesehen, obwohl sich zu diesem Zeitpunkt die Zustände zu ändern begannen.



Die Sadowastraße in Elberfeld

Nahezu alle Kindheitserinnerungen sind mit dem Haus in der in westlicher Richtung vom Stadtrand bergauf zum Wald führenden Sadowastraße verbunden: die angebetete Mutter, die täglich Stunden bei ihren Büchern und Goethe- und Napoleonreliquien verbrachte; der vitale Vater, der mit weithin hallender Stimme beim Ankleiden sämtliche Räume durchheilte; der Familientisch mit den sechs schönen und grundverschiedenen Kindern; das Lesekränzchen der Eltern, die Karnevalsälle vom Vater mit grandiosen Dekorationen inszeniert, einmal sogar mit einem Schiff auf »blauem Tüllwasser«. ¹⁷ Nicht zu vergessen »Unser Gärtchen«. ¹⁸ Es lag hinter dem Haus, von einer Mauer begrenzt, die Wege mit »glitzerndem Kies« bestreut und glich einem blumengeschmückten Klostersgärtchen, wo der Vater Stachelbeere und Johannisbeere »mit des Gärtners Beihilfe« an einem Strauch vermählte. Als Ernst Toller 1925 zu einer Lesung nach Elberfeld kam, beschwor Else Lasker-Schüler von Berlin aus einen

Freund, Toller in das Gärtchen zu führen. In ihrem Nachruf auf Toller schrieb sie 1939 in Jerusalem, er habe ihr damals »den Garten meines teuren Elternhauses in Miniature in einer weissen Pappschachtel« geschickt, gefüllt mit Kieselsteinchen, Kastanienblättern und einer »Jasminblüte meines Lieblingsbuschs«. ¹⁹ Fast alle die vielen Briefe und Karten, die Else Lasker-Schüler an einen weiteren Elberfelder Freund, den Fabrikanten und Kunstsammler Klaus Gebhard, schrieb, der in der Moltkestraße wohnte, tragen den zusätzlichen und unnötigen Vermerk »bei der Sadowastraße«, als schriebe sie gleichsam nach Haus.

Es war kein freistehendes Haus, keine Villa, wie sie im Elberfeld der Wilhelminischen Ära gebaut wurden. Aber das dreistöckige Gebäude, das vielleicht einmal einen höheren schmalen An- oder Aufbau hatte, von Else Lasker-Schüler »unser Turm« genannt, bot der großen Familie genügend Räume und sogar einen Gartensaal.

Bei den Schülern muß viel erzählt worden sein. Besonders der Vater war offenbar ein begnadeter Raconteur. An der Familientafel pflegte er aus seinen Kindertagen zu erzählen, und es ist leicht vorzustellen, mit wieviel Vergnügen und Faszination die kleine Else den Geschichten von ihrem Vater und seinen vielen Geschwistern zugehört hat. Jahrzehnte später hat sie sie wieder und weitererzählt und wohl auch ausgeschmückt. Ihr Großvater Moses Schüler, heißt es in »Die rote Katze«, ²⁰ konnte seinen zahlreichen Nachwuchs gar nicht auseinanderhalten und vertrieb mitunter die kleinsten Söhne und Töchter aus dem Garten, »bis sie schüchtern vor dem Zaun riefen: ›Wir sind doch deine Kinder.« Die eindrucklichste Familienfigur in den Erzählungen des Vaters war aber sein eigener ehrwürdiger Großvater, der Rabbuni von Geseke.

Der Vater bleibt in Else Lasker-Schülers Erinnerungen für immer ein Kind. Er verleitet sie und ihre Freundinnen zum Schulschwänzen und spielt mit ihnen lieber selbst in seinem Comptoir »Schulmeister«. Nachdem viel Leckeres verspeist und Knallbonbons abgefeuert wurden, sitzen »die tobenden Kinder« in Soldatenmützen, Turban und Matrosenhut, der

Papa in einer weißen Haube, um den Tisch, dabei läßt er sie das Abc singen und stöhnt: »Möchte lieber Schweinehirt als Schulmeister sein.«²¹ Noch als alter Herr von 73 Jahren, berichtet sie ihrem Großneffen Robert Asher, ging er mit Vorliebe in Spielwarengeschäfte.²²

Über Else Lasker-Schülers Mutter erfahren wir aus anderen Quellen als aus den Erinnerungen ihrer Tochter nichts. So wie der Vater als die die Familie dominierende Gestalt dargestellt wird, bildet die Mutter die die Kindheit des jüngsten Kindes prägende Figur. Sie ist der Mensch, den Else Lasker-Schüler ihr Leben lang am meisten geliebt hat.

Fast nie wird die Mutter ohne ein schmückendes Beiwort erwähnt. Sie ist die teure, unvergleichliche, majestätische, angebetete, inbrünstig geliebte Mama. In den Augen der Tochter sah sie Napoleon ähnlich, sie hatte ja auch eine Napoleonsammlung und sprach französisch. Auch in Paris war sie gewesen. »Meine teure Mama und mein lustiger Papa waren in Paris und meine Mama hochverehrte, flog dort mit dem Luftballon bis hoch in den Wolken. Niemand wagte es den Capitain zu begleiten. Ich war sehr stolz darauf.«²³

Jeanette Schüler hat sich offenbar ihrem jüngsten Kind intensiv widmen können. Als es einmal »entschlossen auf den Turm unseres Hauses« stieg und auf die Menschen herabschrie: »ich langweile mich so!«, schenkte ihm die Mutter eine Knopfsammlung, die das Kind in Reihen als Knopfstrophen auf den Tisch legte. Ein besonders schöner, mit Jett besetzter Knopf durfte überall liegen, er hieß Josef von Ägypten.²⁴

Auch ein Spiel erfand die Mutter, das »Einwortsagen« hieß. Dabei rief sie ein Wort, und das Kind antwortete mit einem Reim. Else Lasker-Schüler hat ihre dichterische Begabung von der mütterlichen Seite hergeleitet. Das beginnt mit den Großeltern, die Goethe noch mit eigenen Augen in Frankfurt Schlittschuhlaufen gesehen haben sollen. Die Goetheverehrung der Mutter war groß. Sie kopierte Goethe-Gedichte in ein umfangreiches Poesiealbum »in feiernder Abschrift« und bewahrte einen angeblich von Goethe stammenden Brief an Friederike Brion in einem Rosenholzkästchen auf. Ihre Schil-

derungen von Goethe waren so lebendig, daß Else Lasker-Schüler den Geburtsort der Mutter nach Frankfurt verlegt. Die frühverstorbene Großmutter Johanna Kopp wird bereits als Dichterin bezeichnet, obwohl sich dafür bisher keine Zeugnisse gefunden haben. Sie wird von Else Lasker-Schüler auch als Bindeglied zu den sephardischen Vorfahren der Familie Schüler gesehen, da sie von einem »Spanier aus Madrid« zum Altar geführt worden sei. Der »Urgroßvater liebmütterlicherseits« wird »spanischer Jude, Großkaufmann Pablo von Elkan, Vater des Vaters meiner jung verwaisten Mutter« genannt, der in England den Namen Kissing angenommen habe und von dort nach Süddeutschland gekommen sei.²⁵ Die Mutter erzählte dem Kind auch von Schiller, Petöfi und Bonaparte, »der mit dem Schwerte den Völkern eine Weltgeschichte schrieb«, und brachte es zu Tränen, wenn sie »von dem Hungertode Heinrich Heines erzählte«.²⁶

Von der Mutter nimmt das Kind Belehrungen an, weil sie liebe- und phantasievoll erteilt werden. Deshalb zeichnet sich die Tochter als zuerst und vor allem durch und für die Mutter dichtend: »sie« war die Dichterin und ich nur die Sagerin ihrer reinen schwärmerischen Gedanken [...] ich war so stolz, vertraute ihrem Urteil und es gelang mir der schwierigste Vers, da ich meine Dichtung in ihrem Schoß aufbaute.«²⁷

Vom Vater wird nie dergleichen berichtet. Seine Liebe galt dem Theater, das er mit Leidenschaft besuchte und wo er, in der ersten Reihe sitzend, die Rollen mitsprach. Zu Hause, im Lesekränzchen, übernahm er die »Schreirollen« und stürmte als Franz Moor »mordschreiend« durch die Räume.²⁸ Auch lud er die Elberfelder Schauspieler und Schauspielerinnen nach den Aufführungen in sein Haus. Der Journalist, Schriftsteller und spätere Berliner Theaterdirektor Paul Lindau gehörte ebenfalls zum Kreis der Schülers. Die Mutter, die das Lesekränzchen eigentlich begründet hatte, war dem Theater zunächst abgeneigt. Sie war das lyrische Temperament neben dem dramatischen ihres Gatten. Erst die Theaterleidenschaft ihres jüngsten Kindes, so stellt jedenfalls Else Lasker-Schüler es dar, hat auch sie zum Theater bekehrt. Auf dem Tritt am

1869-1894



Else Schüler, um 1876

Wohnzimmerfenster, einer winzigen Bühne, spielte es vor der Mutter den Karl von Moor, »Feder am Hute, Serviette über die Schulter geschwungen [...]«. ²⁹

Die Mutter wird von der Tochter als verträumt und in ihren Büchern lebend geschildert. »Ihre Augen waren dann so groß aufgetan und so fern, auf dem anderen Ende der Welt [...] Es tat mir dann immer so leid im Herzen, ich hätte es ihr damals schon opfern mögen [...].« ³⁰ Dies und andere Beispiele können den Eindruck erwecken, als sei Else Lasker-Schülers Mutter eine zur Schwermut neigende Frau gewesen. Wir wissen es nicht, sollten aber bedenken, daß alle Erinnerungen der Tochter einer zu früh Verstorbenen gelten. Jeanette Schüler wurde nur 53 Jahre alt. Sie starb am 27. Juli 1890 an Leberkrebs »sanft nach schweren, mit der größten Geduld ertragenen Leiden«, wie die Todesanzeige meldete. ³¹ Für die 21jährige Else war der Tod der Mutter eine kosmische Katastrophe. »Wie meine Mutter starb, zerbrach der Mond.« ³² Die Dichterin wird sie ihr Leben lang verherrlichen, so wie sie ihren jüngsten, mit 21 Jahren verstorbenen Bruder für immer als Heiligen verehrt hat. Viele ihrer Dichtungen sind Totenklagen, die um die Mutter und den eigenen Sohn verstummen nie.

Die Geschwister Else Lasker-Schülers waren zu alt, um ihre Spielgefährten zu sein. Ihre bewunderten und wunderschönen Schwestern sind auf einer Fotografie um 1882 neben der etwa zwölfjährigen Else schon junge Damen. Das Kind mit damals ungewöhnlich kurz geschnittenem Haar blickt ernst mit fast trotzigem Mund in die Kamera. Ein weiteres Kinderbild, ebenfalls im Alter von elf Jahren aufgenommen, hat sie noch als Erwachsene mit Aufsätzen oder Gedichten veröffentlichten lassen, weil es sie »tröstete«. Auch hier schaut ein ernstes Kind aus dem Bild. Es gibt überhaupt keine einzige Fotografie von Else Lasker-Schüler, auf der sie auch nur ein wenig lächelt.

Die Schwester Anna muß jedoch in der Zeit, über die so gut wie nichts aus Else Schülers Leben bekannt ist, ihre große Stütze gewesen sein. Auch Anna starb früh, mit 48 Jahren,

1869-1894



Die Schwester Annemarie (Anna)

und Else Lasker-Schüler hat die Hinterbliebenen der Schwester, obwohl selbst in Not, noch im Exil unterstützt, »weil sie so lieb zu mir Taugenichts früher war als ich nichts wie Streiche machte und später zu meinem Kinde«, wie es in einem Brief aus dem Jahr 1936 heißt.³³

Das Verhältnis zu dem über zehn Jahre älteren Bruder Alfred muß von Kindheit an gespannt gewesen sein. Er kam nur in den Ferien nach Hause und erschien ihr als ein faszinierender Fremder, den sie »Mann« nannte. Als sie ihn einmal bei seiner Rückkehr nicht begrüßte, sondern sich hinter einem Vorhang versteckte, gab er ihr eine Ohrfeige, was zur gänzlichen Entfremdung führte. Diese Episode erzählt Else Lasker-Schüler ausgerechnet in dem Essay »Der Versöhnungstag«.³⁴ Alfred Schüler unternahm nach dem Studium an der Münchener Kunstakademie ausgedehnte Reisen in den Orient und lebte längere Zeit in Afrika, ehe er sich in Hamburg niederließ. Im Gegensatz zu dem Porträtmaler Max Schüler, einem Halbbruder des Vaters, der in Frankfurt lebte, war Alfred nicht vom Erfolg begünstigt, obwohl er ein solider akademischer Maler und guter Porträtist war und auch mehrfach, darunter in Paris, ausgezeichnet wurde. Als 27jähriger stellte er einmal ein Ölbild in der Elberfelder Buch- und Kunsthandlung Löwenstein & Co. aus, das eine wohlwollende Besprechung im *Täglichen Anzeiger* erhielt.³⁵ Es zeigt ein Mütterchen in bergischer Tracht mit gefalteten Händen. Später hat er sich auch auf Seestücke spezialisiert, die jedoch keinerlei Bekanntheit erlangten. Obwohl Alfred der einzige Künstler unter Else Lasker-Schülers Geschwistern war – eine Porträtfotografie zeigt einen schönen jungen Mann mit lockigem Haar, locker geschlungener Halsbinde und Samtjacke –, hat seine jüngste Schwester ihm den Schlag aus ihren Kindertagen nicht verziehen. Erst als sie ihn 1932 nach Jahrzehnten in Hamburg besuchte und dort einen verlassenenen, alten, in bitterer Armut lebenden Mann fand, hat sie eine ihrer Hilfsaktionen gestartet und durch unterwürfige Briefe an den Hamburger Oberbürgermeister erreicht, daß die Stadt einige Bilder von Alfred Schüler erwarb.³⁶

1869-1894



Die Schwester Martha Theresia

Mit ihrem zweiten Bruder Moritz verband Else Lasker-Schüler ebenfalls wenig. Er trat in das väterliche Geschäft ein und wohnte bis zu seinem Tod 1907 mit seiner Familie im Haus Sadowastraße 7. Moritz, ein großer, kräftiger Mann, übte sich im Boxsport und hatte sicher andere Interessen als seine kleine Schwester. Diese schloß sich dagegen aufs engste ihrem acht Jahre älteren Bruder Paul an, den sie so früh verlieren sollte.

Ihren Schilderungen nach muß sich Paul hingebungsvoll um die kleine Else gekümmert haben. Er gab ihr Nachhilfestunden, zauberte in seinem Labor auf dem Dachboden »aus grün und gelb blau [...] und wieder zurück«³⁷ und zeigte ihr seine Herbarien, Münz- und Steinsammlungen. Pauls Naturliebe und seine Frömmigkeit waren ein und dasselbe. Auf den Spaziergängen durch den Wald konnte er jeden Baum, jeden Strauch benennen und lehrte die Schwester, daß mit der Schonung der Pflanzen die Barmherzigkeit beginnt.

Paul Schüler erkrankte an Tuberkulose und starb am 2. Februar 1882, neun Tage vor dem 13. Geburtstag seiner jüngsten Schwester. Auf der Todesanzeige gaben die Eltern bekannt, »daß der liebe Gott unseren lieben Sohn und Bruder Paul, im kaum vollendeten 21. Lebensjahre, durch einen sanften Tod von langem Leiden erlöst hat.«³⁸ Auf der Sterbeurkunde wird Paul als »Studiosus« bezeichnet. Er hatte, so berichtet Else Lasker-Schüler in *Das Hebräerland*, wie seine Brüder das Pensionat in St. Goarshausen besucht.³⁹ Ein Universitätsstudium konnte er wahrscheinlich nicht mehr beginnen, und so ist anzunehmen, daß sie sein langes Leiden im Elternhaus miterlebt hat. In ihrem Schauspiel *Die Wupper* hat sie ihrem Bruder in der Figur des heiligmäßigen Eduard Sonntag, der in einen Orden eintreten möchte, aber an Tuberkulose stirbt, ein Denkmal gesetzt. In der Familie Schüler wurde überliefert, daß Paul bei seinem Tod vor dem Übertritt in die katholische Kirche stand und daß die katholische Geistlichkeit von Elberfeld bei seinem Begräbnis bis zum Eingang des jüdischen Friedhofs mitgezogen sei. Davon spricht Else Lasker-Schüler in ihren Erinnerungen jedoch nicht, auch wenn es heißt: »Mein Bruder war ein

1869-1894



Der Bruder Alfred Jacob

Heiliger, der Himmel sein blauer Dom.«⁴⁰ Nur in einem Brief an Franz Marc fällt die Bemerkung über den Bruder, »der ins Kloster gehen wollte«. ⁴¹

Die Nachhilfestunden bei dem Bruder waren angeblich bitter nötig. »Addieren und multiplizieren konnte ich halbwegs bis 100«, erinnert sich Else Lasker-Schüler, »in der Geographie wußte ich nur die Städte und Flüsse, wo ich schon gewesen war, oder das Meer, darin ich geplätschert hatte«. ⁴² Sie hat zeit lebens mit ihrem Mangel an Schulbildung und Belesenheit kokettiert. Lehrer waren ihr ein Schrecken, und sie hat behauptet, nur ihre eigenen Bücher zu lesen. Ihre Erinnerungen an die Elberfelder Schulzeit sind jedoch nicht nur unangenehm, sondern auch ungenau. Inzwischen wurde dieser Lebensabschnitt von Johannes Abresch mit Akribie rekonstruiert. ⁴³

Elisabeth Schüler besuchte die der Sadowastraße nahe gelegene höhere Töchterschule, ein für die Mädchenschulbildung vorbildliches und weit über Elberfeld hinaus bekanntes Institut. Mangels erhaltener Klassenlisten kann allerdings nicht mehr festgestellt werden, ob sie mit sechs oder sieben Jahren in die Schule kam. Da sie aber beim Tod ihres Bruders Paul noch Schülerin war und mit einem Flor um den Arm und schwarzer Perlenkette zur Schule ging, ⁴⁴ hat sie diese nicht mit elf Jahren verlassen. Auch am Englischunterricht nahm sie teil, der erst ab dem siebten Schuljahr erteilt wurde.

Wenn Else Lasker-Schülers Angaben über die Zahl ihrer in der Schule verbrachten Jahre nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen, so wahrscheinlich doch ihre Erinnerungen an eine wenig glückliche Zeit, die sie in »Nur für Kinder über fünf Jahre« festgehalten hat. ⁴⁵ Direktor Richard Schornstein, ein anerkannter, um die Mädchenbildung verdienter Pädagoge, der einen zehnjährigen Cursus einführte statt der damals üblichen vier bis sechs Jahre dauernden Mädchenausbildung, erfüllte sie bei seinen Kontrollgängen durch die Klassenzimmer mit Schrecken. Sie träumte während des Unterrichts, wurde in die Ecke gestellt, mußte nachsitzen, was natürlich wieder ungemein langweilig war, und Strafarbeiten anfertigen. Ihre Noten waren nach eigenen Angaben mäßig bis ungenü-

1869-1894



Der Bruder Maximilian Moritz mit seinem Sohn Paul

gend. Besonders Aufsätze fielen ihr schwer, für »Friedrich der Große« erhielt sie ein Mangelhaft. Nur eine Lehrerin habe an sie geglaubt und äußerte der Mutter gegenüber, »die Else ist gar nicht außergewöhnlich dumm im Grunde.«⁴⁶ In Geographie erhielt sie einmal ein Lob ins Klassenbuch geschrieben, weil sie die Namen der afrikanischen Flüsse fließend aufsagen konnte: »Senigal und Gambia, Niger und Dscholiba, Zair und Orangefluß, Nil und Zambesi«, ihr erstes Gedicht. Im Religionsunterricht, den der erste Rabbiner der jungen jüdischen Gemeinde von Elberfeld, Dr. Zacharias Auerbach, erteilte, sei sie dagegen eine gute Schülerin gewesen. Besonderen Eindruck habe ihr die Josephsgeschichte gemacht, die sie einmal in Tränen ausbrechen ließ, so daß der erschütterte Geistliche sie nach Hause schickte. Außerdem strickte sie gern und »jagte nur so durch die Wolle«, weil ihre Schwestern ihr kleines Spielzeug in die Fleißknäuel wickelten. Stricken erwies sich bis in die späteren Jahre als vorteilhaft. Sigismund von Radecki erinnert sich, daß sie auf Reisen »ostentativ« strickte. »Damit man im Waggon mit Frauen gleich bekannt wird.«⁴⁷

Obwohl die genauen Jahreszahlen für Anfang und Ende der Schulzeit sich nicht ermitteln lassen, so steht doch fest, daß Else Schüler mindestens bis zu ihrem 13. Lebensjahr die höhere Töchterschule besucht und vielleicht sogar den zehnjährigen Cursus ohne sitzenzubleiben absolviert hat. Die Erinnerungen an die Schwärmerei für den Zirkusreiter Joy Hodgini, der sie »mit der ganzen 7. Klasse« erlag – »Man denke: schwarze Augen und goldblonde Haare!« –, ist ein echtes Backfischerlebnis.⁴⁸

In dem Essay »Nur für Kinder über fünf Jahre«, der zunächst den Titel »Der letzte Schultag«⁴⁹ trug, hat Else Lasker-Schüler ihre Schulzeit mit einem traumatischen Erlebnis enden lassen. Darin beschreibt sie, wie ihre Mutter eines Tages von einem Spaziergang in den nahen Wald zum Abendbrot nicht zurückkehrte, obwohl ein Gewitter aufzog. Der weinende Vater und alle Geschwister seien daraufhin aufgebrochen, um die Mutter zu suchen. Sie, als die jüngste, war zu Hause geblieben und auf »unseren Turm« gestiegen. »Auf einmal sah ich meine liebe, liebe Mama so traurig den kleinen

1869-1894



Der Bruder Paul Carl

Berg herabkommen, so traurig, das vermag meine Hand nicht zu schildern, da müßte ich schon mein Herz aus der Brust nehmen und ihm schreiben lehren. Aber es schnürte sich zusammen zu einem einzigen Blutstropfen, der keine Gefahr kannte, und ich sprang über die Holzzinnen unseres Turms, meine traurige Mutter schneller zu erreichen [...].« In einer aufgespannten Jalousie aufgefangen, wird das Kind von der freiwilligen Feuerwehr, zu der auch der Bruder Moritz gehörte, geborgen. Er selbst trägt die Schwester die lange Feuerwehrleiter hinab. »Ich hatte den Veitstanz bekommen«, heißt es weiter, der Arzt meinte infolge des Schrecks und verbot fortan den Schulbesuch. »Aber ich wußte, ich hatte den Veitstanz bekommen von etwas ganz anderem – vom ersten Schmerz meines Lebens, den auch das schönste Elternhaus nicht hat verhindern können.«

Veitstanz, *chorea minor*, ist eine mit Muskelzuckungen verbundene Hirnerkrankung, die meist nach Kinderkrankheiten wie Masern oder Scharlach auftritt und gewöhnlich nach mehreren Monaten abklingt. Jakob Hessing vermutet hinter der Veitstanzgeschichte antisemitische Kränkungen, welche das Kind in der Schule erlebte.⁵⁰ Wenn dem so war, hat es Else Lasker-Schüler in »Der letzte Schultag« verschwiegen.

Im Wuppertal, einer »Hochburg des Protestantismus«,⁵¹ hatten sich neben den Gemeinden der Reformierten (Staats)-Kirche und der katholischen Minderheit um 1850 unter dem Einfluß von England und Rückwanderern aus Amerika Freikirchen in großer Zahl etabliert, so der Evangelische Brüderverein, die Baptisten und die Freie Evangelische Gemeinde. Sie waren z.T. so frei organisiert wie die Darbystische Brüderversammlung (nach dem Engländer John Nelson Darby, 1800-1881), daß sie keine Mitgliederlisten führten und keinen Vorstand hatten. Einig waren sie sich jedoch in ihrer Opposition gegen die Verbindung von Staat und Kirche. Von der Bevölkerung wurden sie »Mucker« genannt, und auch Else Lasker-Schüler benutzt diesen Ausdruck.

1871 zählte die jüdische Gemeinde von Elberfeld 626 Mitglieder und war mit den großen, alten, am Rhein gelegenen

Gemeinden wie Worms und Speyer nicht zu vergleichen. Sie war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts klein, arm und unorganisiert. Nachdem 1794 die Bleicherzunft beim Herzog von Jülich, Berg, ein Verbot der Niederlassung von Juden in Elberfeld durchgesetzt hatte, gab es 1800 keinen einzigen Juden unter den 18.000 Einwohnern. Die französische Herrschaft brachte den Juden zwar Freizügigkeit, aber zugleich der Stadt ungeheure Lasten. 1814 mußte sie 130.000 Soldaten und 30.000 Pferde aufnehmen und eine halbe Million Francs an Steuern zahlen.

Die Juden kehrten nur sehr langsam nach Elberfeld zurück. 1816 sind es 15 Familien mit 104 Personen. Gottesdienste des »privaten Vereins« werden in einem gemieteten Raum gehalten. Bald war auch dafür kein Geld mehr da. Es findet sich kein Vorsteher, kein Lehrer, kein Schächter. Erst 1852 konstituierte sich eine jüdische Gemeinde für Barmen-Elberfeld, und im Verzeichnis von 1859 ist Aron Schüler unter 65 großjährigen Männern aufgeführt.

Mit dem Wachstum der beiden Städte wächst auch die Gemeinde. Die meisten Kinder besuchen jedoch christliche Schulen und erhalten lediglich separaten Religionsunterricht, nachdem 1846 ein Lehrer und Prediger angestellt wurde. Endlich beginnt man für eine Synagoge zu sammeln, die 1865, nur vier Jahre vor Else Lasker-Schülers Geburt, eingeweiht wird. Der Protest im *Reformierten Wochenblatt* gegen die Beteiligung reformierter Bürger an der Sammlung wurde von Rabbiner Dr. Engelbert energisch zurückgewiesen. Er machte klar, »daß in dem jüdischen Gebetbuche *nicht eine* Stelle sei, in der Christus oder eine der bestehenden Konfessionen auch nur mit einem Worte« erwähnt würden, und wies hin auf die jüdischen Gebete »für das Vaterland, für die Vaterstadt und für *alle* Menschen und weiter auf die Predigten in der Synagoge, die ausschließlich die ewigen Gesetze der Moral und Sittlichkeit, die Gottes- und Nächstenliebe behandelten«. ⁵²

Else Lasker-Schülers Familie hat sich in der jüdischen Gemeinde offenbar nicht sehr engagiert. Es kann lediglich an-

genommen werden, daß ihre Mutter im Israelitischen Wohltätigkeitsverein aktiv war, einer der zahlreichen karitativen Organisationen innerhalb der jüdischen Gemeinde, die in kürzester Zeit gegründet worden waren. Zu dem Begräbnis von Jeanette Schüler lud der Verein seine Mitglieder in einer eigenen Todesanzeige ein. Die Grabsteine der Eltern Schüler und des Sohnes Paul – in seinem Fall, wie oft beim Tod eines jungen Menschen, eine abgebrochene Säule – gehören zu den wenigen auf dem jüdischen Friedhof an der Weissenburger Straße, auf denen die Namen der Toten nicht in hebräischen Buchstaben verzeichnet sind.

In einem ihrer schönsten autobiographischen Essays, »Der Versöhnungstag«,⁵³ berichtet Else Lasker-Schüler, wie der höchste jüdische Feiertag während ihrer Kindheit in ihrer Familie begangen wurde. Die Söhne kehrten vom Internat und der Kunstakademie zurück und versammelten sich mit den Eltern und den Töchtern um den Tisch, »jeder von uns ein anders gearteter Mensch aus verschiedenen Blutfarben«, sie, als Jüngste, neben der angebeteten Mama. »Ich fühlte mich wie das ewige Leben neben ihr, die mich mal zur Welt gebracht hatte; und ich erinnerte mich an diesem Abend im warmen Sammt des versöhnlichen Zimmers, wie ich auf dem Wiesenhang unter ihrem Herzen spielte.«

Ausführlich wird die Speisenfolge von der Suppe mit Markklößchen bis zum flammenden Plumpudding beschrieben, den die Bedienerin zum Schluß des Mahls hereinbringt. Der religiöse Inhalt des Feiertags kommt jedoch zu kurz: Der Vater »murmelte schnell, wie vor Schulschluß noch das Ende des Extemporale, herunter unser ehrwürdiges königliches Gebet: ›Schema jisroel adonai elohenu adonai echod‹« und begibt sich dann mit seiner ältesten Tochter und keineswegs mit seinen Söhnen in die Synagoge. Aber auch im Synagogentempel kann es Aron Schüler nicht lange aushalten. Er schlägt die Tür mit lautem Knall zu und stört, »ohne diese Sünde zu beabsichtigen«, den Gottesdienst, indem er zu seiner Tochter auf der Empore hinaufgestikuliert, bis ihn der »christliche Kastellan« hinausbittet: »Herr Schüler, eck verlier verdeck

mine Stellung hier in der jüdischen Kirche, wenn eck Önck nicht ganz ergebenst herausholen tu.«

In Else Lasker-Schülers Geburtsjahr hatte der Norddeutsche Bund das Gesetz der Religionsfreiheit und -gleichheit erlassen, das 1871 Reichsgesetz werden sollte. Prompt jedoch schwächten Verfassungsartikel der einzelnen Staaten die gerade erlangten Rechte der jüdischen Minorität wieder ab. Nach dem Börsenkrach von 1873 brach eine neue Welle des Antisemitismus über sie herein. Jetzt wird zum ersten Mal der kleinbürgerliche Antisemitismus virulent, gespeist durch giftige und vergiftende Artikel in so populären Zeitschriften wie der *Gartenlaube*. Auch nach Elberfeld kamen die führenden Vertreter der antisemitischen Parteien, Paul Förster und Max Liebermann von Sonnenburg, »die Juden als besitzgierig und charakterlos, unehrlich und meineidig« diffamierten, ihnen Ritualmorde vorwarfen und zum Kaufboykott aufriefen. Vor allem Frauen wurden vor dem Betreten jüdischer Geschäfte »wegen der vorgeblich unsittlichen Grundeinstellung ihrer Besitzer« gewarnt. Auch der Hofprediger Stoecker sprach regelmäßig im Wuppertal. An diesen Versammlungen beteiligten sich Pastoren und Lehrer, die einen »besonders scharfen antisemitischen Standpunkt« vertraten. Oberlehrer Johann Wissermann bezeichnete sogar den Antisemitismus als »beste Betätigung christlicher Liebe« und verstieg sich zu der Aufforderung, »das Judentum bis aufs Blut zu bekämpfen«.54

In ihren Kindheitserinnerungen ist bei Else Lasker-Schüler von diesen Dingen eher am Rande die Rede. Bemerkenswerterweise kommen sie erst im Exil, und auch dann nicht in ihren Veröffentlichungen, wieder zutage. Aber in ihrem Brief an Pius XII. beschreibt sie 1940 ein Gespräch, wieder am Familientisch, das sich auf eine der häufig sehr gut besuchten antisemitischen Veranstaltungen in Elberfeld beziehen könnte, in welchen sogar noch die mittelalterlichen Ritualmordanschuldigungen vorgebracht wurden, genau wie sich der *Stürmer* in den dreißiger und vierziger Jahren in Wort und Bild ihrer bediente. »Heiliger Vater in Rom, als ich noch ein Kind war und mein Vater und mein zweiter Bruder, meiner von mir

angebeteten Mama und meinen älteren Geschwistern einst von solch einer ungeheuren Anschuldigung berichteten, ja da saßen wir um unseren runden Abendbrottisch in unserem großen Hause und weinten alle wie Kinder, Heiliger Vater.«⁵⁵

Drei wichtige Vereine wurden während Else Lasker-Schülers Kindheitsjahren gegründet: der »Verein zur Abwehr des Antisemitismus« und der »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«, beide in Opposition zum dritten Verein, der »Zionistischen Vereinigung für Deutschland«, die alle Assimilationsbestrebungen ablehnte und den jüdischen Nationalgedanken durch Auswanderung und Besiedlung Palästinas verwirklichen wollte.

Else Lasker-Schüler spricht nie davon. Individualistin die sie war, lag ihr der Gedanke an den Beitritt zu einer Organisation völlig fern. Vor die Wahl gestellt, hätte sich ihre Familie wahrscheinlich für den »Centralverein« entschieden, denn deutsche Bürger jüdischen Glaubens waren die Schülers seit Generationen. Die Assimilation der Familien des Vaters und der Mutter hatte sich ganz im Sinne des aus dem 18. Jahrhundert überkommenen aufgeklärten Denkens innerhalb von drei Generationen vollzogen. Sie legten orthodoxe religiöse Anschauungen und Bräuche ab und gehörten zu den liberalen jüdischen Familien im besten Sinne des Wortes. Leopold Sonnemann mit seiner Zeitungsgründung gibt dafür den deutlichsten Beweis. Aron Schüler gab keinem seiner Kinder einen hebräischen Namen, der nicht auch unter Christen geläufig war wie etwa Elisabeth, und gestattete seiner zweiten Tochter Anna, die sich später taufen ließ, die Ehe mit einem Christen.

In ihren Kindheitserinnerungen beschreibt Else Lasker-Schüler versöhnliche Episoden zwischen den verschiedenen religiösen Gruppen, auch wenn sie durchaus Intoleranz und Zwietracht erwähnt, die sie aber auch herunterspielen kann. In der Beschreibung des katholischen St. Laurentiustages, eines wichtigen Datums im Elberfelder Kalender, an dem die Katholiken eine Prozession abhielten, zu der alles hinströmte, auch die »lutherischen und semitischen Kinder« wie uns das Fräulein zu unterscheiden pflegte [...]. Die ganze Stadt war

im Grunde an der Prozession beteiligt, und die Lutherischen schienen zu Laurentius die Katholischen ganz gern zu haben; genau wie uns Juden am Passahfest wegen der Matzen.« Die kleine Else erschien an der Hand ihres Vaters, der »äußerst gespannt und aufmerksam« den Vorgängen folgte, »Ungezogenes Kind!« rügte er mich, »immer mußt du, gerade wenn der Baldachin kommt.« Es gab auch Streitigkeiten zwischen den Lutherischen und Katholischen. »Doch immer mußten es die Juden am Ende ausfressen, da sie die kleinste Gemeinde zwischen den Christen sehr inzüchtig lebten. Nur ming Papa hat nömmes wat gemerkt, ewwer wenn et tum Krawall twischen den Religionen kam, hat er eenfach mitgehauen«,⁵⁶ wie dann später Arthur Aronymus.

Das Mädchen scheint mehr von den religiösen Spannungen gemerkt zu haben als der Vater. Nachdem sie in die Schule gekommen war, ließen die Elberfelder Kinder es sie schon spüren, daß sie eine Außenseiterin war. Besonders die Kinder der »Mucker« hätten einen »Pick« auf sie gehabt, weil sie ein rotes Kleidchen trug und die Augen so weit aufmachte, heißt es in »St. Laurentius«. Schließlich riefen ihr auch die katholischen Mädchen »hepp, hepp« nach. Das aber, so erklärt ihr »der gute mitleidige Herr Kaplan« von St. Laurentius, »heißt nur »Jerusalem ist verloren«. Darauf sei ihr Jesus Christus im Traum erschienen und habe zu ihr gesagt: »Jerusalem ist nicht verloren, da es in deinem Herzen wohnt.«⁵⁷

Immer wieder werden die versöhnlichen Aspekte inmitten der Zwistigkeiten betont. So wird in »St. Laurentius« von einem Mädchen namens Adele erzählt, das sich am intensivsten an den »hepp, hepp«-Rufen der Kinder beteiligte. Aber gerade sie überschüttet plötzlich die kleine Else mit Freundschaftsbeweisen und verspricht ihr, nie wieder »hepp, hepp« zu rufen. »Sie war nämlich beichten gegangen, und der Herr Kaplan hatte ihr eine Menge Rosenkränze aufgegeben zur Buße.« Else nimmt darauf die neugewonnene Freundin mit nach Hause und zieht der in der Prozession »immer, ach, so pauvre« gekleideten Büsserin ihr eigenes weißes Kleid mit dem »Blätterstickereivolant« an. »Kein Kind beschimpfte

mich, wenn ich es in der Aula zur Sedanfeier trug.« Darin schreitet Adele am nächsten Laurentiustag zwischen zwei anderen katholischen Engeln majestätisch vor dem Baldachin einher.

Auch in der Generation des Vaters wird in den *Arthur Aronymus*-Dichtungen die christlich-jüdische Freundschaft am Beispiel des Geseker Kaplans und des kleinen Aron Aronymus demonstriert. Die bekannteste Episode dieser Art in Else Lasker-Schülers Werken zeigt den Kaplan mit dem Paderborner Bischof in Haus der Familie Schüler, wo sie gemeinsam den Sederabend begehen.

Den Urgroßvater und heiligmäßigen Rabbuni endlich stellt Else Lasker-Schüler als Freund des »Bischofs von Westfalen« dar, mit dem er sich allabendlich zum heiligen Gespräch trifft. »Denn im Grunde glaubten sie beide an den alleinigen, unsichtbaren Herrn, den Ewigen, den König der Welt.«⁵⁸

Else Lasker-Schüler hat ein sorgfältig komponiertes Bild ihrer Herkunft und Kindheit hinterlassen. Alle Motive in ihren Dichtungen haben die Wurzeln in der Kindheit. Das gilt in erster Linie für das Motiv des Kindes selbst. So wie sie sich im Rückblick auf die Kindheit darstellt, geliebt, geborgen, frei sich entfaltend, so erschien ihr die menschliche Existenz in ihrer Vollkommenheit. Das Höchste, was sie von einem Menschen sagen konnte, war, daß er ein Kind war, alterslos, keinem Geschlecht zugeordnet, frei, zum Spielen fähig und damit zur Kunst. Ihre Faszination von der Josephsgeschichte – und ihre Identifikation mit der Josephsfigur – geht ebenfalls auf die Kinderjahre zurück. Daher auch ihre Einstellung zu Schule und Belesenheit. So wie Joseph der Traumdeuter sein Wissen nicht aus Büchern nahm, so auch nicht diese Dichterin.

Wie ihre Schwestern lebte Else Lasker-Schüler bis zu ihrer Heirat 1894 im Elternhaus. Bis zu diesem Zeitpunkt sind nur zwei Briefe von ihr erhalten, und es ist anzunehmen, daß sie, die höhere Tochter in Elberfeld, die keinem Erwerb nachgehen mußte, zu Hause geschrieben und vielleicht auch gezeichnet hat. Damals schwankte sie wohl auch schon zwischen dem

1869-1894



Else Schüler, um 1885

Schreiben oder Zeichnen bzw. Malen. Sie hat später gesagt, daß sie die Gedichte ihrer ersten Sammlung, *Styx*, die 1903 erschienen, zwischen dem 15. und dem 17. Lebensjahr geschrieben habe. »Ich hatte damals meine Ursprache wiedergefunden, noch aus der Zeit Sauls, des Königlichen Wildjuden herstammend«, und sie habe unter anderen ihr Gedicht »Weltflucht« in diesem »mystischen Asiatisch« geschrieben:

Elbanaff:

Min salihihi wali kinahu
 Rahi hatiman
 fi is bahi lahu fassun –
 [...].⁵⁹

Zieht man die spätere Veränderung des Geburtsjahres von 1869 zu 1876 in Betracht, so war die Poetin damals 22 bis 24 Jahre alt. Daß sie am literarischen Leben in Elberfeld teilnahm, ist nicht anzunehmen. Es hat sie wohl auch nicht interessiert. Else Lasker-Schüler wollte von Anfang an nie Dagewesenes. Sowohl Uwe Eckardt in seinem Exkurs zum literarischen Leben im Wuppertal um 1890⁶⁰ als auch Heidelinde Clauder in ihrer Beschreibung des Wuppertaler Literatentums zur Gründerzeit⁶¹ zeichnen das Bild einer nationalen (Gelegenheits-)Dichtung und Genreliteratur. Dichtungen, die soziale Anklage erheben, stammen aus früheren Jahrzehnten. Was jedoch in beiden Darstellungen auffällt, ist das Fehlen jeglicher weiblicher Namen. Die Literatur im Wuppertal war fest in männlicher Hand.

Als Else Schüler 19 Jahre alt war, wurde das Elberfelder Stadttheater eröffnet, das ihr Vater so leidenschaftlich gern besuchte. Sie hat dort wohl auch Aufführungen gesehen, aber wie Eckardt nachweist, lag der Schwerpunkt auf der Oper. Else Lasker-Schüler interessierte sich nicht für Musik und verstand wenig davon. Sie hatte zu Hause ein blaues Spielzeugklavier, doch kannte sie keine Note, wie es in dem berühmten Exilgedicht »Mein blaues Klavier« heißt.

Auch Ferienreisen mit der Familie hat sie unternommen. Ein Schulaufsatz »Winter im Riesengebirge«, ein beliebtes Ferienziel, fiel ihr schwer. Aus den Sommerferien in Bad Schwalbach ist eine Visitenkarte von Jeanette Schüler mit Gratulationsversen für Elberfelder Freunde erhalten, die vermuten läßt, daß auch die Mama sich dort gelangweilt hat. Das Meer, in dem das Kind geplätschert hat, war wohl die Ostsee, und auch im nicht deutschsprachigen Ausland muß sie gewesen sein, denn Jahre später schreibt sie an ihre Nichte, schon als Kind sei sie nie gern dort gewesen, wo nicht deutsch gesprochen wurde.

Im Bild von Herkunft und Kindheit verschmelzen die verschiedensten Elemente zu einer Einheit. Auf der einen Seite steht der fromme Ahnherr Zwi Hirsch Cohen, in dem sich die große, heilige, wunder- und geheimnisreiche jüdische Geschichte verkörpert, auf der anderen die aus Spanien stammenden Vorfahren der Mutter, auf die bereits das Kind deren träumerischen Hang und die Liebe zur Dichtkunst zurückführt. Dazu kommt die rheinisch-westfälische Herkunft des Vaters und schließlich Elberfeld, das die Dichterin immer als Heimat betrachtet hat. Sie beherrschte die Mundart des Wuppertals zwar nicht vollkommen, schrieb aber die köstlichsten Briefe auf »Wuppertdähler Platt« an Elberfelder Freunde wie Peter Baum und Paul Zech. Ihr Schauspiel *Die Wupper* hat sie nach eigenen Angaben ebenfalls zuerst in Mundart geschrieben und diese dann gemildert. Sie liebte die Natur des Bergischen Landes, die Wälder ihrer Kindheit und die »Täler von unsagbarem Glück und schwarzem Glühen«. ⁶² Das war die Heimat, die sie »mit Liebe überhäufte«, wie es in dem Gedicht »Aus der Ferne« heißt. Es ist kein Exilgedicht, sondern bereits 1931 erschienen. ⁶³

Was für eine Heimat war es jedoch, in der sie zwar im Elternhaus eine behütete Kindheit erlebte, aber doch auch »einige antisemitische Aufstände – auf dem Heimweg nach Schluß. Ich betrat weinend unser schönes Haus; selbst meiner teuren Mutter Liebe vermochte mich nicht zu trösten. Doch von unserm hohen Turm wehte immer fröhlich die Fahne.« ⁶⁴

Die Antwort findet sich in dem Essay »Der Antisemitismus«, den sie im Jerusalemer Exil geschrieben und nicht mehr selbst veröffentlicht hat. Die zunächst bekannte Fassung ist die letzte von dreien, wie oft bei ihr, eine gemilderte Version. So fehlt darin auch der Satz: »Ach wie oft hörte ich mit dem Ranzen auf dem Rücken noch 8jährig zur Schule gehend aus höhnisch verzerrten Straßenkindern, ›Jud, Jud, Jud, hast Speck gefressen etc –, spuck ut, spuck ut!«⁶⁵ In den revidierten Fassungen spricht Else Lasker-Schüler nur von dem »banalen« Grund solcher Grausamkeiten – also etwa dem Speckessen –, der ihr schon als Kind aufgefallen war. Nie allerdings habe man sie auf dem Schulweg oder in der Schule »wegen der grausigen Kreuzigung des göttlichen Propheten«⁶⁶ beschuldigt.

Die traumatischen Kindheitserinnerungen hat Else Lasker-Schüler unterdrücken und aus ihren verklärenden Schriften ausklammern können, weil in späteren Jahren, »feinfühlende christliche Menschen mich, von diesen dunklen Erinnerungen zu befreien [versuchten]« und »beinahe die Leiden meiner Kindheit heilten«.⁶⁷ Im Exil, fern von diesen Freunden, während auch nach Jerusalem Nachrichten drangen von dem, was in Europa geschah, brechen die frühen Wunden wieder auf. Die Schlüsselwörter »versuchten« und »beinahe« beweisen, daß die »dunklen Erinnerungen« nicht für immer zu unterdrücken waren. Sie kamen auch nicht erst 1944 zurück, als »Der Antisemitismus« wahrscheinlich geschrieben wurde, sondern bereits 1931, als Else Lasker-Schüler, umgeben von nationalsozialistischer Brutalität in Berlin, ihre Kindheit und Jugend erinnerte, die nicht im Licht der Verklärung leuchtet, sondern von Haß verdunkelt war. Die erste Fassung des Gedichts »Aus der Ferne«⁶⁸ war am 11. September 1931 im *Berliner Tageblatt* erschienen, als die Dichterin gerade ihr Schauspiel *Arthur Aronymus und seine Väter* abschloß.

Die Heimat, die ich heiss mit Liebe überhäufte,
Blieb immer mir nur ein Stiefmutterland –
Aus dem ich lebend in die Himmel reife.

Berlin bis zur Scheidung der ersten Ehe

1894-1903

... zumal ich doch Robinson wurde,
durchbrannte in die Welt ...

Der Abschied von Elberfeld im Sommer 1894 war der jungen Arztfrau Else Lasker nicht schwergefallen. Mit dem Tod der Mutter bald fünf Jahre zuvor hatte sie den wichtigsten Menschen in ihrem Leben verloren. Im Vorjahr hatte ihre Schwester Anna den Opernsänger Franz Lindwurm gen. Lindner geheiratet, der ein Engagement in Straßburg annahm. Damit war auch das Else nächststehende Familienmitglied nicht mehr im Elternhaus.

Die jüngere Schwester war tapfer für Annas Liebesheirat eingetreten, der offenbar von seiten der Familie Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Ein Opernsänger war keine erfolversprechende Partie wie der Kaufmann Leopold Wormser, den die älteste der drei Schwestern geheiratet hatte. Der 37jährige lyrische Tenor aus Würzburg war seit fünf Jahren am Elberfelder Stadttheater engagiert und hatte in Nebenrollen debütiert. Seine Leistungen wurden von den Elberfelder Musikkritikern lobend erwähnt, jedoch scheint seine Aussprache von fränkischer Mundart gefärbt gewesen zu sein, was man im Wuppertal bemängelte. Seit 1891 sang Franz Lindner jedoch Hauptrollen wie den Lyonel in Flotows *Martha* und den Faust in Gounods *Margarethe*. In seiner letzten Spielzeit übernahm er eine Vielzahl von Rollen, darunter die Titelrollen in Aubers *Fra Diavolo* und Flotows *Alessandro Stradella* sowie den Walther von der Vogelweide im *Tannhäuser*. In Wagner-Opern sollte Lindner auch später, als er in Dresden engagiert war, brillieren. Opernsänger gaben in Elberfeld zusätzlich Konzerte und wirkten bei Veranstaltungen von Gesangsvereinen mit. Ihre Belastung war »unvorstellbar groß.

In der Spielzeit 1891/92 standen 43 Opern und Operetten mit 165 Aufführungen auf dem Programm.«¹

Anna Schüler hatte also reichlich Gelegenheit, den jungen Tenor zu hören. Als in der Familie jedoch Bedenken gegen eine Verbindung mit ihm auftraten – daß er Christ war, scheint nicht von Bedeutung gewesen zu sein –, wandte man sich an die Familienautorität, den Onkel Leopold Sonnemann in Frankfurt am Main. Nachdem er die *Frankfurter Zeitung* gegründet hatte, war er zwischen 1871 und 1884 Reichstagsabgeordneter für die Deutsche Volkspartei gewesen, die in Opposition zu Bismarck die liberalen demokratischen Traditionen des Vormärz fortsetzte. Onkel Leopold sollte demnach das entscheidende Wort sprechen und Franz Lindner bei ihm um Annas Hand anhalten und nicht bei dem Vater der Braut, wie aus einem Brief der künftigen Schwägerin Else an den Sänger hervorgeht. »Wie ich höre, reisen Sie morgen nach Frankfurt, und ich freue mich sehr darüber, – denn Anna ist so sehr aufgeregt, daß sie keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht hat. Lieber Franz, (wie sollt' ich Sie anders nennen –) nicht wahr, Sie haben Anna sehr gern? [...] Ich bitte Sie verlassen Sie Anna nicht, wenn auch der Onkel sofort nicht seine Einwilligung giebt [...] Ich schrieb vorgestern nochmals an Onkel, und heute wird er wieder mit einem Brief erfreut. Onkel liebt die Kunst, – und es ist doch kein Zweifel, daß Sie ihm gefallen.«²

Nicht nur die formvollendete Ausdrucksweise Else Schülers, auch eine zusätzliche Bemerkung sollte Franz Lindner zeigen, wie ernst es ihr bei der Sache war. »Die Leute nennen mich ein' Luftikus – vielleicht bin ich's auch – ein bischen ausgelassen, – aber denn auch nur für mich. Anna aber – ihr Glück ist mir wichtiger, wie das meine, – erstens weil ich sie sehr liebe, zweitens aber, weil sie stets noch mehr, als schwesterlich zu mir gewesen.« Der Onkel muß seine Einwilligung gegeben haben, denn am 8. Juli 1893 fand die Verlobung statt, die Aron Schüler am folgenden Tag im *Täglichen Anzeiger* von Elberfeld bekanntgab.

Bei der standesamtlichen Trauung von Franz und Anna Lindner am 5. September waren zwei junge Ärzte als Trau-

zeugen zugegen, Arthur Strauß und Berthold Lasker. Beide hatten literarische Interessen. Strauß gehörte zum Kreis »Jung Wuppertal« und schrieb Gedichte, Berthold Lasker war ein Neuankömmling und hatte sich erst im Mai als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Elberfeld, Klotzbahn 17 niedergelassen.

Jonathan Berthold Barnet Lasker war acht Jahre älter als die jüngste Schüler-Tochter. Er wurde am 30. Dezember 1861 in Berlinchen in der Neumark, heute Barlinek, Polen, als Sohn eines Kantors und Enkel eines angesehenen Rabbiners geboren. Wie viele junge jüdische Männer und – allerdings weniger – Frauen aus den östlichen Regionen des deutschen und des Habsburgerreiches zog es ihn in eine westliche Metropole, um das Gymnasium zu absolvieren und zu studieren. Berthold Lasker tat beides in Berlin. Er wohnte bei einem Schneider und machte 1879 am Werderschen Gymnasium das Abitur. Dann immatrikulierte er sich an der Berliner Universität.

Selbst ein enthusiastischer Schachspieler, hatte er seinem sieben Jahre jüngeren Bruder Emanuel das Spiel mit solchem Erfolg beigebracht, daß dieser – später ein bedeutender Mathematiker – 1894 Weltmeister wurde und es bis 1921 blieb. Uwe Eckardt vermutet, daß sich Berthold Lasker in Elberfeld niederließ, weil es dort einen weit über die Stadt hinaus berühmten Schachverein gab, der die Rheinischen Schachkongresse veranstaltete. Hier konnte der Arzt an Turnieren und sogar brieflichen Schachwettkämpfen gegen andere Städte teilnehmen.

Berthold besaß ein umfassendes Wissen in Philosophie, Kunst und vergleichender Sprachforschung. Mit seinem Bruder Emanuel schrieb er ein Drama, *Vom Menschen die Geschichte*, das sie 1922 als Privatdruck veröffentlichten. Darin werden die Zeiten von der Urzeit bis zur Gegenwart »in ihren immerwährenden Antriebskräften aller menschlichen Handlungen bespiegelt und in heißem Ringen zur Klärung zu bringen versucht.«³ Es ist ein zutiefst sittliches, gedankenschweres Stück, das nie aufgeführt wurde.

Im November 1893 hielt Berthold Lasker in der Freien literarischen Vereinigung von Elberfeld einen Vortrag über »Die Ziele und Wege der Modernen in Literatur und Kunst«. Die »geistvolle Rede« – so die *Elberfelder Zeitung* – wollte »Vorurteile gegenüber der modernen Literatur, »worunter sehr wahrscheinlich die naturalistische Dichtung verstanden wurde«,⁴ bekämpfen. Auch »eine Reihe von Damen,« vermerkt der Zeitungsbericht, waren an dem Abend als Zuhörerinnen zugegen. In »Jung Wuppertal« und vielen anderen literarischen Zirkeln, an welchen Elberfeld besonders reich war, gab es jedoch, wie überall im Deutschen Reich vor der Jahrhundertwende, keine weiblichen Mitglieder. Diese Vereine und Kränzchen waren oft von Gymnasiasten und Studenten gegründet worden, unter welchen es ja keine Mädchen und Frauen gab.⁵

Kurz darauf, am 3.12.1893, zeigte A. Schüler im *Täglichen Anzeiger* die Verlobung seiner Tochter Else mit Herrn Dr. med. Berthold Lasker »ergebenst« an. Im Freundeskreis verkündete der von Else Lasker-Schüler als »Till Eulenspiegel von Elberfeld« charakterisierte Vater auf seine derb-fröhliche Art: »Jetzt habe ich zwei Schwiegeröhne. Der eine heilt und der andere heult.«⁶ Die Trauung fand am 15. Januar statt.

Zunächst wohnte das Paar in der Herzogstraße 42, einem Haus, das Aron Schüler gehörte. In der Sechszimmerwohnung war auch die Praxis untergebracht. Die junge Ehefrau kümmerte sich um den Haushalt. »Sie ist eine Frau à la seelige lieb seelige Mama sie kocht selbst und der Doctor ist verliebt in den Speisen was Else kocht«, schreibt der Vater an seine Tochter Anna in Straßburg, »– sie ist sehr haushälterisch sehr sparsam (geizig) ... und ganz gewiß bekommt der arme Doctor nicht satt, der ja ohnehin ein Nebbisch ist und verhungert aussieht etc.« Außer mit Viktualien versorgt der Vater den Haushalt mit Möbeln. »Wenn ich die schönen Sachen meiner Möbel ansehen will, dann brauch ich nur zu Else zu gehen sie hat was nicht ganz nagelfest war an sich genommen (darunter: gegauert). Sie ist klein aber fein eingerichtet und sie sagt: wenn sie am Fenster sitze, wäre schöner wie Theater.«⁷

Zwei zusätzliche Beobachtungen des Vaters werfen Licht

1894-1903



Berthold Lasker, Else Schüler, Anna Lindwurm-Lindner,
Franz Lindwurm-Lindner

auf Else Schüler vor der Ehe. Sie sei »ruhiger häuslicher« geworden und »Frau Doctor« sei »Triumph«. Außerdem zählt er gewissenhaft die Familien auf, bei welchen das junge Paar zu Tisch geladen wurde, Fröhlich, Baum und Goldscheid. Dazu heißt es schadenfroh: »Die lieblichen und so tuenden Bekannten unseres Hauses ach die müssen nun gute Miene zum bösen Spiel machen sonst ärgern sie sich halb kaput.«⁸

Dem ist zu entnehmen, daß Else Schüler vor ihrer Heirat zumindest Anzeichen von Unruhe wenn nicht Nervosität zeigte und daß sie sich nicht besonders für den Haushalt interessierte. Auf ihre bürgerliche Umwelt, auch befreundete jüdische Familien, wirkte sie wohl als der nicht ernstzunehmende »Luftikus«, als den sie sich in ihrem Brief an Franz Lindner bezeichnete, dem man keine so gute Partie zugetraut hätte. Der Dokortitel, den sie dem Gesetz nach nun als Teil ihres Namens führen durfte, war gleichsam die Rache für frühere Kränkungen und Spott.

Die beruflichen Zukunftsaussichten Berthold Laskers in Elberfeld waren begrenzt, und so faßte er den Entschluß, sich in Berlin niederzulassen, was seiner Frau nur willkommen gewesen sein muß. Schon im August 1894 war die Wohnung in der Herzogstraße wieder frei geworden. Das Ehepaar Lasker zog nach Charlottenburg in die Brückenallee 16. Berthold Lasker praktizierte mit Assistenten in seinem »Institut für chronische Haut- und Beinleiden« in der Alexanderstraße 67a und dann am Alexanderplatz 2. Er wurde ein hochangesehener Spezialist für Haut- und Beinleiden, der eine spezielle Verbandtechnik entwickelte. Seine ambulante Behandlung der Thrombophlebitis galt als Pionierleistung. Zwischen 1901 und 1903 versuchte er auch in New York ein Institut aufzubauen, zu diesem Zeitpunkt war die Ehe mit Else Lasker-Schüler – zwar noch nicht offiziell – bereits gelöst. Aber er konnte das New Yorker Klima nicht vertragen und kehrte nach Berlin zurück. 1908 heiratete er Regina Cassriel, »eine gegenseitige Hochachtung« zwischen ihm und seiner ersten Frau bestand jedoch weiterhin.⁹ Sie ließ sich auch mindestens einmal von Berthold »und seiner Frau« behandeln.

Noch nach Jahren berichtete Else Lasker-Schüler von den medizinischen Vorträgen, die während ihrer ersten Ehe »immer in unserem Haus« stattfanden und die sie offenbar angehört hat.¹⁰ Ihr Wissen auf dem Gebiet der Medizin war nicht nur durch Berthold Lasker, sondern auch durch die vielen Krankheiten in ihrer Familie, nicht zuletzt die des Sohnes, überdurchschnittlich, und sie hat nur zu gern medizinische Ratschläge erteilt und Ärzte empfohlen.

In der ersten Berliner Zeit nahm die junge Ehefrau Zeichenunterricht bei dem Maler Simson Goldberg und hatte in der Nähe ihrer Wohnung im Gartenhaus der Brückenallee 22 ein »Atelier« gemietet. Da es sich im Parterre befand, war es nicht mit üblichen Künstlerateliers zu vergleichen und wahrscheinlich ein normales Zimmer. Wie genau sie es mit dem Zeichnen nahm, zeigt ein Brief an den »Herrn Collegen« Hermann Struck, der ihr persönlich besonders gute Zeichenkohle gebracht hatte und den sie um die Adresse »jenes Kohlengrubenbesitzers«¹¹ bat, um weitere 100 Stück davon zu bestellen.

Der Zeichenlehrer Else Lasker-Schülers war 1855 in Litauen geboren und wurde auf Wunsch seines Vaters zunächst Rabbiner. Nach dem Studium in Wilna und mehrjährigem Wirken in Schweden kehrte er nach Wilna zurück, besuchte dort die Kunstschule und später in Berlin die Königliche Akademie. Er nahm Unterricht bei Max Liebermann und Anton von Werner und arbeitete drei Jahre im Meisteratelier von Fernand Cormon in Paris. Der mit zahlreichen Stipendien und Preisen Ausgezeichnete war besonders als Zeichner anerkannt.

Goldberg hat zu Else Lasker-Schülers vermeintlichem 50. Geburtstag »Persönliche Erinnerungen« an die Dichterin verfaßt.¹² Demnach war der Maler mit Berthold und Emanuel Lasker befreundet und nach eigenen Angaben fast täglich mit den Laskers in freundschaftlichem Kontakt. Von seiner Schülerin zeichnet er ein besorgniserregendes Bild. Es zeigt die »merkwürdige, geniale Frau mit dem mysteriösen Charakter«, die »ab und zu seelischen wie physischen Depressionen unterworfen« war und »Neigungen zur Hyperästhesie, die beinahe in Halluzinationen ausarteten«, hatte. Goldberg spricht

von »nervösen, vulkanartigen Ausbrüchen«, von fast somnambulistischen Zuständen, Herzbeklemmungen und Ausrufen wie »Ach, mein Gott, ich kann nicht mehr«, worauf sie »gazellenartig aufspringend« zur Feder griff, »um den Worten Leben zu verleihen«. Ob Zeichen- oder Schreibfeder wird nicht gesagt. Jedenfalls sei es Goldberg meistens gelungen, die Geplagte durch prosaischen, banalen Gesprächsstoff abzulenkten.

Auch Else Lasker-Schüler ehrte ihren alten Lehrer zu dessen 80. Geburtstag mit einem Gratulationsartikel¹³ und erinnert sich dabei an seine Erzählungen von dem frommen Vater und der Kräuter sammelnden Mutter, einer »Medizinfrau«, die die fragwürdigen Pflanzen an ihren Schafen ausprobierte. Auch die Ausbildung Goldbergs in Berlin und Paris hatte sie ungemein interessiert, und sie überliefert das Urteil Liebermanns über Goldberg als »den besten Techniker der Zeichenkunst in Berlin«. Ihr Lehrer, so berichtet sie, habe mit seiner Schülerin auch Spaziergänge unternommen und exotische Völkerschauen im Berliner Zoo besucht. »Eigentlich war Monsieur Gobert mein Gouverneur, eigens für mich auf der Welt, engagiert von seinem Freund, meinem vielbeschäftigten Mann.« Die männliche Gouvernante verbot ihr jedoch, bei den Spaziergängen barfuß in den Bächen zu plätschern, das sei »für eine Frau Doktorin geradezu »unanständig««. Somit wurde die Sommerfreude der Etikette geopfert.

Der Unterricht fand, in Lasker-Schülers Erinnerung, neben Berthold Laskers Sprechzimmer, also nicht im Atelier des Meisters oder ihrer Künstlerklausur statt, die Goldberg als Kombination von Malerstudio und Studierzimmer bezeichnete und mit der »Gerümpelbude eines Trödlers« verglich. Er war ein strenger Lehrer. »Immer wieder dieselbe Nase, immer wieder denselben Mund und die langen, manchmal abstehenden Ohren«, klagt die Schülerin noch vierzig Jahre später. Selbst das Modell, etwa ein alter Mann »im Schneebarte«, habe Mitleid empfunden, und so endeten die Malstunden »des öftern« in geräuschvollen Auseinandersetzungen, daß sogar die Patienten im Wartezimmer aufmerksam wurden. Einmal